Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1913

21 (24.1.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 7

Visual Library

und 1,460 Meter. Etwas größer ist auch die Spurweite der russischen Haupteisenbahnen einschließlich des großen Schienenweges nach Sibirien. Sie beläuft sich auf 1,524 Meter und wurde aus strategischen Gründen gewählt. Außerdem bestehen noch drei kleinere Spurweiten. Zunächst ist die sogenannte metrische Spurweite zu nennen, die also etwa ein Meter mißt. Sie besitzt immer noch eine ziemlich bedeutende Verbreitung. Im Betrage von genau 1,067 Meter findet sie sich in Großbritannien, Holland, Nordbelgien, Skandinavien und Rußland, außerhalb Europas ferner in Japan, Niederländisch-Indien und in einigen Schutzgebieten Afrikas. Genau 1 Meter mißt sie in Belgien, Frankreich, Dänemark, in der Schweiz, auch in einem Teile Rußlands. In anderen Erdteilen ist sie in der Mehrzahl der französischen Kolonien angenommen worden, auch in einem großen Teile Britisch-Indiens und Südamerikas. Die eigentlichen Schmalspuren lassen sich genau genommen noch in sieben Stufen trennen, die zwischen 0,85 und 0,80 Meter liegen. Die Spurweite von 0,85 ist bei den deutschen Kleinbahnen üblich, eine von 0,80 Meter findet sich in der Schweiz. Aus diesen Angaben geht hervor, wie weit man noch von einer Einheit der Spurweite innerhalb des Eisenbahnnetzes der Erde entfernt ist, obschon sie im Vergleich zu den Verhältnissen, die in dem ersten Jahrzehnt des Eisenbahnbaues herrschten, bedeutend fortgeschritten ist. Im allgemeinen wird jetzt an dem Grundsatz festgehalten, daß es bei sehr langen Strecken auf eine größere Spurweite nicht ankommen darf, daß dagegen für neue Erschließung von Ländern aus Sparsamkeitsgründen zunächst eine Schmalspurbahn gewählt wird. Wo es sich um den Zusammenschluß von Linien mit verschiedener Spurweite handelt, kann man sich zunächst dadurch helfen, daß man eine dritte Schiene einfügt, durch die dann wenigstens die kleineren Wagen eine durchgehende Beförderung erfahren können. Außerdem hilft man sich auch damit, die Wagen auf ein anderes Achsengestell zu bringen. Innerhalb Europas wird wohl die Normalspur allmählich einen völligen Sieg erringen, und namentlich sind Spanien und Portugal an einem darauf abzielenden Umbau ihrer Schienenwege interessiert. Eine große Mannigfaltigkeit der Spurweite herrscht gegenwärtig noch in Südamerika, aber dort hat man wohl noch einige Zeit mit der Beseitigung dieses Uebelstandes.

Für unsere Frauen.

Der erste Streit.

Von Emil Unger.

Brütend saß Fritz Lehmann in der finsteren Küche und starrte unverwandt in die erlöschende Glut des Herdfeuers. Anni, seine junge Frau, hatte die Stubentür krachend hinter sich ins Schloß geworfen und sich sofort ins Bett gelegt, wo sie noch lange in die Kissen schluchzte. Ein Ehezwist also! Und alles wegen der Zeitung. Als aufgeklärter, politisch und gewerkschaftlich organisierter Arbeiter las Lehmann, wie sichs gehört, den „Volksfreund", seine Frau wollte aber nun durchaus die „Presse" haben. Den „Volksfreund" mochte sie nicht, dabei gab sie aber keinen Grund dafür an, genug, sie mochte ihn nicht, blickte nicht hinein nd rührte ihn nicht einmal an. Trotzdem blieb Lehmann, der sonst in den meisten Dingen gutmütig nachgab, in dieser Beziehung fest auf seinem Standpunkt stehen. Seine Anni war ein ganz tüchtiges, manierliches Weib. Nur in diesem Punkte wollte sie keine Vernunft annehmen, trotz der erdenklichsten Mühe, trotz alles gütlichen Zuredens. Sicher steckten da dritte Personen dahinter, die ihr mit nichtsnutzigen Ratschlägen den Kopf verdrehten. Aber jetzt ging Fritz Lehmann auch die Erkenntnis mit erschreckender Deutlichkeit auf, daß er vor der Hochzeit, in den zwei Jahren, versäumt hatte, seine Braut, wie es seine Pflicht gewesen wäre, in die politischen und gewerkschaftlichen Bestrebungen und Ziele einzuweihen und sie über die wichtigsten Pflichten, auf die notwendigen Aufgaben der Arbeiterfrau im Befreiungskampfe aufmerksam zu machen, sie zu einer wackeren Kämpferin heranzubilden. All diese trüben Stunden, die er jetzt durchkosten mußte, und die sein sonst so friedliches Gemüt verdüsterten und verbitterten, wären ihm dann erspart geblieben. Jetzt bereute er diese Nachlässigkeit bitter, doch es war zu spät.. Zu spät? Es darf nicht zu spät sein, kommt Zeit, kommt Rat, der „Volksfreund" bleibt im Hause. Mit einem Ruck stand Lehmann auf. Das Feuer war nun ganz erloschen und es fror ihn. Leise klinkte er die Tür auf und schlich auf den Zehenspitzen an das Bett seiner Frau. Sie hatte die Augen geschlossen und er wollte bedächtig einen Gutenachtkuß auf die weiße, schöne Stirn drücken, aber die Schläferin hatte es gemerkt und hastig zog sie die Decke über den Kopf. Am nächsten Morgen stand er schlecht gelaunt auf. Der Kaffee war schon bereit, doch Frau Anni war nicht zu sehen.

Abends suchte Lehmann einen Freund auf, um mit diesem einer Berufsversammlung beizuwohnen. Dem Freunde schüttete er sein Herz aus und sie sprachen eingehend über die Sache. Als Fritz nach seiner Wohnung schlenderte, pfiff er ein lustiges Liedchen. Am nächsten Abend kaufte er in der Parteibuchhandlung die letzte Nummer der „Gleichheit". Nach dem Abendbrot bei dem weder er noch seine Anni ein Wort gesprochen hatte, setzte er sich breit an den Tisch und legte die „Gleichheit" auseinander. Dann las er, las und las, ohne sich scheinbar um seine Frau zu kümmern, die erst ganz verdutzt dreinschaute, nachher aber von Zeit zu Zeit neugierig über seine Schulter blinzelte. Später ging sie schlafen, wie am Abend vorher, während er das Blatt zu Ende las und wieder leise in die Stube schlich. Hier legte er etwas umständlich die „Gleichheit" in die Kommode, merkte sich aber die Lage ganz genau. Am nächsten Abend wiederholte sich dieselbe Szene. Diesmal las er eine dünne, leichtverständliche Agitationsbroschüre. Als er diese nachher ebenfalls in die Kommode legte, merkte er sofort, daß die „Gleichheit" ihre Lage verändert hatte. Das ging noch einige Tage so an, als er wieder die neueste Nummer der „Gleichheit" beiseite gelegt hatte, fand er sie am andern Abend, als er nach Hause kam, auf dem Tische liegen. Er ließ aber nichts merken, sondern ging in die Stube und als er wieder in der Küche erschien, war die „Gleichheit" verschwunden und sein Lieblingsgericht, Schweinerippchen mit Sauerkraut, stand auf dem Tische. Nun mußte das Eis bald brechen und er nahm sich vor, den Anfang zu machen. Nach dem Essen wusch er sich und zog sich um. Sie spülte das Geschirr ab. Da nahm er ihr braunes Lockenköpfchen in beide Hände und sah ihr lachend in die feuchten Augen.

„Sag mal, Maus, wie lange willst du denn noch muckschen?" und als sie immer noch nicht sprach, wirbelte er wie toll mit ihr in der Küche herum und trällerte übermütig: „Trotz' nicht so, trotz' nicht so, morgen bist du wieder froh, holdrio, trotz' nicht so — — —!" Nun mußte Anni doch herzlich lachen. „Willst du mitkommen, kleiner Trotzkopf?" flüsterte er ihr neckend ins Ohr. Sie fragte nicht, wohin, nickte aber zustimmend. Stumm und glücklich schritten die beiden bald danach durch die belebten Straßen und bald saßen sie in einem großen Saal, der knüppeldick mit Menschen besetzt war, darunter sehr viele Frauen. Oben auf der Tribüne stand eine Frau und sprach in zündenden Worten von den Leiden der Besitzlosen, von der Frauen- und Heimarbeit, von der Ausbeutung der armen Kinder, vom Familienelend und von der Teuerung, und der Vortrag klang in einem wuchtigen, von Herzen kommenden Appell an die Frauen aus, sich zu organisieren und mitzukämpfen gegen alle Unterdrückung und in der Ermahnung, die Arbeiterpresse und die „Gleichheit" zu lesen. Mit roten Wangen und glänzenden Augen hatte Frau Anni dabei gelauscht. Als sie nun am Arme ihres Mannes ihrer Wohnung zuschritt, raunte sie ihm verschämt ins Ohr: „Fritz, bist du mir noch böse?" — „Ich?" Er lachte hell auf: „i wo, Schwamm drüber!" — „So was soll und wird nicht wieder vorkommen und gleich morgen abonnieren wir auf die „Gleichheit".

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Der neue Band der Wochenschrift „In Freien Stunden" präsentiert sich wieder in der bekannten schmucken Ausstattung. Der Inhalt ist diesmal besonders reichhaltig. Neben dem Hauptroman Ivanhoe von Scott, den der Maler Max Fabian illustriert hat, enthält der Band den ausgezeichneten Clara-Liebig-Roman: Das Weiberdorf. Aber auch der übrige Teil des Inhalts, bestehend aus Novellen, Humoresken, populärwissenschaftlichen Abhandlungen und einer humoristischen Ecke, ist ganz dazu angetan, das Interesse jedes Lesers zu erwecken.

Die Freien-Stunden-Bände haben sich schon seit langem in vielen Arbeiterbibliotheken Heimatrecht erworben, und sie gehören nach Aussagen vieler Bibliothekare zu den am meisten gelesenen Büchern. Aber auch jeder Arbeiter, dem es möglich ist, einige Mark für ein gutes Buch auszugeben, bereichert gern seine Privatbibliothek um einen Freien-Stunden-Band.

Die Bände „In Freien Stunden" kosten: Leinenband 3,50 Mark, Halbfranzband 4 Mk. Eine Bibliothekausgabe auf besonders gutem Papier kostet 5 Mk. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

„In Freien Stunden". Eine Wochenschrift. Romane und Erzählungen für das arbeitende Volk. Jede Woche erscheint ein Heft zum Preise von 10 Pf. Heft 2 und 3 sind erschienen. Neuhinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Hefte nachgeliefert. Bestellungen nehmen alle Spediteure, Kolporteure, Buchhandlungen, Postanstalten sowie der Verlag Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G. m. b. H., Berlin SW. 68, entgegen.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 7. Karlsruhe, Freitag den 24. Januar 1913. 33. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 7:

Sein eigener Herr. — Des Teufels Parchies. — Allerlei. — Für unsere Frauen. — Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

Sein eigener Herr.

Novelle von Stephane Becquerelle. Autorisierte Uebertragung von H. Hesse.

(Nachdr. verb.)

Zwanzig Jahre lang war es der Traum des Vaters Herbener gewesen, eines Tages „sein eigener Herr" zu werden und frei und unabhängig von dem Ertrage seiner Arbeit zu leben — auf einem kleinen Gütchen, das ganz ihm gehörte — anstatt auf Tagelohn zu gehen und seine Arme an andere zu vermieten, um sie zu bereichern.

Mit der zähen und eigensinnigen Geduld einer Ameise hatte er zwanzig Jahre lang einen Sou nach dem andern von seinem Tagelohn vorweggenommen und sie in einer alten Terrine gesammelt, die in der Ecke des Kaninchenstalles stand. Er hatte alles zusammengescharrt, was er nur an Nahrung, Kleidung, an Heizung und Beleuchtung hatte ersparen können.

Es war schließlich so weit mit ihm gekommen, daß er sich zum Frühstück mit einer Brotkruste und einer Zwiebel begnügte, und bei den andern Mahlzeiten mit einer Schale Milch oder einer dünnen Scheibe Speck fürlieb nahm. Seit langer Zeit trank er das Wasser direkt aus dem Holzeimer, den er alle acht Tage allein zum Brunnen füllen ging.

Man hatte ihn nie in andern Kleidern gesehen als die, die er stets und ständig auf dem Leibe trug: einen groben Manchesteranzug, abgeschabt und rissig, eine schmutzige, formlose Mütze und ein Paar alte Schuhe, die er an langen Winterabenden beim matten Scheine eines Torffeuers und einer kleinen Oellampe schon tausendmal geflickt hatte.

Ab und zu schloß er sich des Sonntags ein, um einige immer seltenere und nie erneuerte Kleidungsstücke im Hofe mit Regenwasser zu waschen.

Niemand betrat seine Kammer, und er besuchte nie einen Menschen. Er ging nur aus, wenn er im Dunkeln zu dem nahen Krämer eilte, bei dem er von Zeit zu Zeit ein Liter Oel, eine Schachtel Streichhölzer oder ein Pfund Salz kaufte.

Durch böse Zungen erfuhr man, daß er nie Seife gebrauchte und kein Bettuch mehr auf seinem Lager hatte.

Doch die immer einsamere Zurückgezogenheit bedrückte ihn keineswegs. Er fühlte sich so ganz wohl. Sein Topf hatte sich nach und nach mit Talerstücken gefüllt, die er nacheinander gegen schöne blanke Goldstücke einwechselte. Und wieder und immer wieder zählte er sie . . . . des Nachts . . . im dunklen Stall.

*

Nun lauerte er auf eine Gelegenheit.

Diese Gelegenheit sollte sich ihm bald bieten: eines Tages wurde der demnächstige freiwillige Verkauf eines Grundstückes bekannt gemacht, das gerade am Ausgange des Dorfes lag, kaum zweihundert Meter von seiner Hütte entfernt.

Es war ein langer schmaler Streifen, der sich an einer großen Besitzung hinzog, die dem reichsten Oekonomen der ganzen Gegend gehörte. Dies war ein dicker, untätiger Mensch, der sich stets vor einem Schlagfluß in acht zu nehmen hatte.

Noch am gleichen Tage holte der Vater Herbener seinen Schatz wieder hervor, und zum tausendstenmal zählte er seine hundert Goldstücke zu zwanzig Frank, tat sie eins nach dem andern in ein Säckchen, das er sich eigens zu diesem Zwecke gemacht, und bei sinkender Nacht eilte er in den Nachbarort zu dem Notar, der mit dem Verkauf beauftragt war.

Die Bureaustunden waren längst zu Ende, und er fand eine ziemlich trockene Aufnahme, denn im ersten Augenblick hielt man ihn für einen bettelnden Vagabunden. Doch er ließ sich nicht abweisen, gewährte den geforderten Preis und begann, vor den Augen des verdutzten Notars die sechzig Goldstücke auf dem Tische aufzureihen, die die Anzahlung auf das Grundstück bildeten. Als er seine Quittung in der Hand hielt und ganz sicher war, daß das Stück Land jetzt ihm gehörte, steckte er den Rest seines Goldgeldes nebst der Urkunde, ohne ein Wort zu sagen, in die Tasche und fröhlich und glücklich machte er sich auf den Heimweg.

Mit schnellen Schritten kehrte er ins Dorf zurück, und obgleich es schon finstere Nacht war und es in Strömen regnete, suchte er doch seinen Grund und Boden auf und schritt ihn der Länge und Breite nach ab — in einem Wonnerausch stampfte er den aufgeweichten, fetten Boden mit seinen großen Schuhen.

Endlich entschloß er sich, nach Hause zu gehen und sich hinzulegen. Allein er konnte nicht schlafen. In seinem fiebernden Kopf sah er die zukünftigen Ernten, die schönen Beete mit prächtigem Gemüse, auf das er alle Sorgfalt verwendet . . . sah die blinkenden Goldstücke, die ihm alles dies einbringen würde und mit denen er den Rest der Kaufsumme begleichen könnte.

Noch vor Tagesgrauen nahm er die Hacke und ging zu seinem Felde, um es zu bearbeiten.

Er war so damit beschäftigt, daß ihm nicht einmal der Gedanke kam, hinzugehen und es den Leuten wenigstens zu sagen, die ihm bisher Arbeit gegeben. Er hatte niemand mehr nötig, um sein Brot zu verdienen.

Er war ja „sein eigener Herr"!

Jeden Morgen beim Frührot ging er fort, die Werkzeuge auf der Schulter, und grub den Boden um, pflanzte, säete oder erntete, bis es Nacht wurde. Und müde und matt, doch glücklich fuhr er dann die Erträgnisse seiner mühsamen Arbeit auf dem hochbeladenen Schubkarren nach Hause.

So ging es elf Jahre und in dieser Zeit sammelten sich so viele Goldstücke in seinem Topf, daß sie schließlich nicht alle hineingingen. Das Feld war jetzt das Doppelte wert, so fruchtbar hatte er es gemacht durch Dünger und Schweiß.

Um keinen Preis der Welt aber hätte er es abgegeben. Das Grundstück war sein ganzes Hab und Gut, sein ein und alles. . . der einzige Gegenstand, an dem er mit Liebe hing.

*

Ohne das geringste Erstaunen erfuhr er eines Tages den Tod seines Nachbars, des dicken, zum Schlagfluß geneigten Gutsbesitzers. Ein Krämer, der mit seinen Geschäften ein Vermögen zusammengescharrt, hatte sich zur Ruhe gesetzt und kaufte das Besitztum, das er jetzt dicht mit Bäumen bepflanzen ließ — damit es Schutz vor dem Winde habe und auch der Schönheit wegen, sagte er.

Als Herbener sah, wie die Rotte Erdarbeiter an seinem ganzen Grundstück entlag Löcher auswarf, war er ganz bestürzt. Das war ja sein Ruin!

Er, der mit niemand sprach, so daß manche ihn sogar für stumm hielten — er raffte sich zu der Kühnheit auf und fragte den Eigentümer, als er kurz darauf kam, was er da zu machen gedächte.

„Nun, was soll ich da wohl machen wollen?" rief der andere lachend. „Ihr seht es ja! Eine Reihe Bäume lasse ich pflanzen!"

„Aber . . . Ihr ruiniert mich ja!" stammelte der alte Herbener mit tränenerstickter Stimme. „Wenn Eure Bäume einst groß sind, nehmen sie mir ja alle Sonne!"

„Was geht das mich denn an, lieber Freund? Ich kann nichts dafür. Ich pflanze meine Bäume zwei Meter von der Grenze, und Ihr könnt nichts dagegen haben. Nicht das Geringste. Ich wünsche Euch ja nichts schlechtes, aber Ihr könnt Euch doch leicht denken, daß ich zu Euerem Vergnügen meine Besitzung nicht verschandeln kann. Ich folge meinem Plane. Uebrigens . . . wenn Euch Euer Grundstück nicht mehr gefällt, kann ich es Euch ja zu einem guten Preise abkaufen."

Der alte Herbener fand kein Wort der Erwiderung und von Grimm und Aerger erfüllt, ging er nach Hause.

Was er gefürchtet, geschah. Die dicht gepflanzten und gut gepflegten Bäume bildeten nach etwa drei Jahren einen prächtigen grünen Vorhang, der seinem Streifen nach und nach die ganze Sonne wegnahm — die Insekten hielten sich hier im Schatten auf, und dieser Schatten hinderte seine lebensschwachen, blassen Pflanzen im Wachstum.

Er vernachlässigte seine Früchte mehr und mehr und verlor alle Lust, sich mit ihnen zu beschäftigen. Seinen Acker zu einem guten Preise veräußern — daran dachte er nicht einmal. Man hätte ebensogut von ihm fordern können, er solle sich einen Arm oder ein Bein abhacken. Sein Feld — das war er selbst. Hätte er es verlassen sollen — da hätte er ebensogut auch von der Welt Abschied nehmen und sich aufhängen können.

Doch er wurde so mager, daß er bald ganz entkräftet war und alle Lust zum Arbeiten verlor.

Eines Morgens nun konnte er nicht aufs Feld gehen. Und drei Tage lang wurde er von einem heftigen Fieber ans Bett gefesselt.

Am Abend des dritten Tages aber stand er auf, nahm sein altes Gartenmesser, sowie Säge und Axt und einen Strick und zog aufs Feld — mit entschlossener Miene und verstörten Augen.

Als er bei dem ersten Baum anlangte, der schon die Dicke eines Beines erreicht hatte, stürzte er wütend zu ihm und heulte und fluchte:

„Ah, du hast mich ruiniert, du Schurke! Du hinderst mich, mir meine Kruste Brot zu verdienen! So, da . . . du Schuft!"

Eine halbe Stunde lang versetzte er so dem Baume wütende Streiche und hielt nur inne, wenn ein später Wagen auf der nahen Landstraße vorbeifuhr.

Als der Baum fiel, stürzte er zur Krone und mit einem Gefühl wonnigen Triumphes schlug er ihm den Kopf ab.

Der zweite war schwächer — es war eine hohe, schlanke Pappel, die seinem brutalen Ansturm keine fünf Minuten lang standhielt. Er hatte ihr noch keine zwanzig Hiebe mit der Axt versetzt, als er ihr schon eine Schlinge um den Hals warf und mit leidenschaftlicher Wut daran zerrte.

Der Stamm war jedoch noch schlecht eingehauen — er widerstand noch. Er ächzte nur, wenn der Alte an dem Strick riß.

„Ah! Ah!" höhnte Herbener mit einem gellenden Schrei, das paßt dir nicht! Aber du bist fertig mit der Welt, wie die andern auch. Hah!"

Ein Krachen — das Opfer liegt lang da.

Und schon frißt die Säge sich in das weiche Holz, und im Handumdrehen ist die Krone vom Stamm getrennt.

Der dritte war schon stärker, — es wurde ein förmlicher Zweikampf. Die Axt trug sogar Scharten davon. Der Schweiß tropfte dem Alten vom Körper — trotz der eisigkalten Nacht zog er das Hemd aus, denn es wurde ihm lästig. Aber schließlich blieb er doch Sieger, wenn der Feind ihn auch auf den Rücken warf, als er krachend auf den Boden schlug.

So fällte er noch vier, fünf, sechs Bäume, mit wuchtigen Streichen, schlug und sägte die Kronen ab und hieb immer weiter, unermüdlich und unersättlich. Die toten Bäume lagen alle in einer Reihe. Es waren schließlich an die zwanzig Stück.

Inzwischen war es tief Nacht geworden. In der nahen Villa krähten die Hähne schon. Er hielt einen Augenblick inne, um die Bäume zu zählen, die noch standen — es waren noch sieben!

Noch sieben Bäume!

— Er griff sofort wieder zur Axt und ließ sie ergrimmt niedersausen — handbreite Späne flogen umher. Ein Gefühl wahnsinniger Wonne kam über ihn, als das Eisen sich so in das weiche Holz senkte, trotzdem der Herbstmorgen bitterkalt war und der Schweiß seine Kleider näßte. Sein Gesicht war hochrot und seine Augen sprühten verstörte, wilde Blicke.

Als der Tag graute, gingen die Bauern aufs Feld. Er aber sah sie gar nicht — mit grimmigem Eifer fällte er die letzten Bäume. Er war völlig erschöpft, doch glücklich. Er hatte sogar kaum noch die Kraft, den letzten in der Reihe zu bearbeiten. Seine Arme vermochten die Axt nicht mehr zu heben. Sie war schartig und griff den Stamm kaum noch an. Vergeblich hatte er es schon abwechselnd mit der Säge und dem Gartenmesser versucht.

Er knirschte mit den Zähnen und weinte verzweifelt. Schließlich fielen sie beide hin, die Axt loslassend, blieb der Alte der Länge nach auf dem Boden liegen. Seine Brust keuchte wie ein Blasebalg. Einige Neugierige waren jetzt gekommen und sahen ihn, wie er röchelte und unheimlich lachte — er war halbnackt und der Schaum stand ihm vor dem Munde.

Leblos trug man ihn nach Hause, doch da ihn niemand pflegen wollte, mußte man ihn in ein Irrenhaus bringen, in dem er sich noch befindet.

*

Der reiche Nachbar hat nie gewagt, einen irrsinnig gewordenen Menschen gerichtlich zu belangen. Doch um sich zu entschädigen, hat er von dem Grundstück des alten Herbener Besitz ergriffen und bepflanzt es mit einer doppelten Reihe Pappeln.

Des Teufels Paradies.

Kapitalistischer Wehrwolfshunger nach Gummi.

Aus London wird der Parteipresse geschrieben: Unter diesem Titel (The Putumayo: The Devils Paradise, Unwin. 10 sh. 6. d. net.) hat Mr. W. C. Hardenburg soeben die ergreifende Geschichte der Putumayo-Greuel veröffentlicht. Hardenburg war es zu verdanken, daß diese grauenhaftesten Blätter in der bluttriefenden Geschichte der modernen Kolonialpolitik und namentlich der Gummi-Erzeugung, der zivilisierten Welt zur Kenntnis kamen. Hardenburg ist ein junger amerikanischer Ingenieur, der im Herbst des Jahres 1907 mit einem Freunde von der pazifischen Küste Kolumbiens aufbrach, um den südamerikanischen Kontinent zu durchqueren. Sie hatten sich gewitz auf allerlei Abenteuer gefaßt gemacht, aber sie ahnten nicht, daß sie auf die schönste Blüte europäischer Kulturmission stoßen sollten. Nach dreimonatiger Reise kamen die Amerikaner in das Reich der jetzt berüchtigten Peruvian Amazon Company. Dort kamen sie zum ersten Male mit den Huitotostämmen in Berührung. Sie fanden sie als „ein unterwürfiges, gastfreundliches und außerordentlich freundliches Volk". Bald hörten sie Erzählungen von Brutalität und unmenschlicher Behandlung, die um so zahlreicher und grausiger wurden, je weiter sie den Putumayofluß herabruderten. Die erste Begegnung der Amerikaner mit den Herren des Landes war dramatisch genug. Auf die Nachricht, daß ein Trupp von peruvianischen Soldaten mit Angestellten der „zivilisierenden" Gesellschaft herannahe, brach unter den die Reisenden begleitenden Eingeborenen eine große Panik aus. Aber Hardenburg drang mit seiner Kanoe weiter vor, in der Hoffnung, daß man seine amerikanische Nationalität respektieren würde. Plötzlich erschienen zwei Boote. Wie diese die Kanoe der Amerikaner wahrnahmen, kam der Befehl: „Feuern! Versenkt die Kanoe!" Bevor dieser Befehl ausgeführt werden konnte, hatte das erste Schiff der Kompagnie, die „Liberal", die Kanoe passiert. Aber das zweite Schiff, die „Iquitos", eine Art von Flußkanonenboot, das im Dienste der peruvianischen Regierung steht, richtete einen Angriff gegen uns. „Auf unsere Protestrufe," schreibt Hardenburg, „wurde uns mit den gemeinsten und obszönsten Worten befohlen, uns dem Schiffe zu nähern. . . . Wir näherten uns dem Schiffe und bemerkten etwa 25 bis 30 Soldaten, die ihre Gewehre auf uns gezielt hielten und ruhig den Befehl abwarteten, uns in die Ewigkeit zu befördern. Wir wurden an Bord geschleppt, herumgestoßen, geschlagen und von Kapitän Benavedes in der feigsten Weise mißhandelt und beleidigt." Wochenlang wurden sie in dieser Weise im El Eucanto in Gefangenschaft gehalten, und sie waren vollkommen überzeugt, daß die Beamten der Kompagnie sie ermorden wollten. Nur dadurch, daß sie angaben, hochgestellte amerikanische Staatsabgesandte zu sein, konnten sie die Vertreter der Kompagnie einigermaßen einschüchtern. So wurden sie nach Iquitos gebracht und dort freigelassen. Hier sammelten sie das Material, mit dem sie ihre eigenen Erfahrungen des „ewigen und teuflischen Verbrecherkarnevals", das in diesem ganzen ungeheuren Gebiet herrscht, ergänzten und später der zivilisierten Welt bekannt machten.

Die Geschichte dieser entsetzlichen Greuel ist bereits durch den amtlichen Bericht Sir Rogger Casements, des Spezialabgesandten der englischen Regierung, weltbekannt geworden. Aus den vielen entsetzlichen Schilderungen Hardenburgs wollen wir nur einige Bemerkungen wiedergeben. Die Indianer müssen allen diesen Gummi gratis sammeln; die einzige Entschädigung, die sie erhalten, sind Peitschenhiebe, Torturen und der Tod, wenn sie etwa ein halbes Kilo weniger liefern als das von ihnen geforderte Quantum. Liefern sie das volle Quantum, so erhalten sie einen Siegel, ein Taschentuch oder ein paar Glasperlen. Oft, wenn irgend ein armer Indianer zu der festgesetzten Zeit das geforderte Quantum Gummi nicht liefern konnte und infolgedessen entfloh, wurden seine kleinen Kinder ergriffen und solange gefoltert, bis sie den Aufenthaltsort ihres unglücklichen Vaters verrieten. Die Agenten der Kompagnie verfügten nach Belieben über Leib und Leben der Eingeborenen und feierten die unbeschreiblichsten sexuellen und sadistischen Orgien. Eine Form der Strafe war, die schuldigen Gummisammler als Sklaven in Iquitos zu verkaufen. Dieser Handel in Menschenfleisch," schreibt Hardenburg, „bringt der Gesellschaft und ihren Angestellten ausgezeichnete Profite, denn diese Sklaven werden in der Hauptstadt zu je 20 bis 40 Pfund verkauft. Jeder Dampfer, der mit Gummi beladen vom Putumayo nach Iquitos kommt, bringt 5 bis 15 kleine indianische Knaben und Mädchen mit, die weinend aus den Armen ihrer Mütter gerissen werden."

Wie diese Sklaven durch fürchterliche Mißhandlung dressiert worden sind, schildert Hardenburg im folgenden Passus: „Wenn die Gummisklaven zum Sektionshaus kommen, wird der Gummi in Anwesenheit des Sektionschefs und seiner bewaffneten Untergebenen gewogen. Die Indianer wissen schon aus Erfahrung, was die Zunge der Wage anzuzeigen hat, und wenn sie sehen, daß sie das volle Quantum geliefert haben, springen sie und lachen vor Freude. Wenn die Wage das Gegenteil anzeigt, werfen sie sich mit dem Kopf nach unten auf den Boden, um in dieser Lage ihre Strafe zu erwarten."

Hardenburg erhebt in seinem Buche die folgenden Anklagen gegen die Angestellten der Gesellschaft:

„Die Indianer werden gezwungen, ohne Entschädigung, außer der nötigen Nahrung, Tag und Nacht Gummi zu sammeln, daß sie nackt gehalten, ihrer Ernte und ihrer Frauen und Kinder beraubt werden, daß sie gepeitscht werden, bis ihre bloßen Knochen sichtbar sind, daß sie verstümmelt werden und man ihnen Ohren, Finger, Arme und Beine abschneidet, daß man sie foltert mit Feuer und Wasser und sie mit dem Kopf nach unten kreuzigt, daß man sie mit Messern und Aexten in Stücke schneidet, daß man sie erschießt oder mit Petroleum verbrennt, um die Angestellten der Gesellschaft zu amüsieren."

Hardenburg schließt sein Buch mit dem folgenden Appell: „Volk von England, gerechtes und großmütiges Volk, stets die vordersten Wächter des Christentums und der Zivilisation! Vergegenwärtigt euch diese Greuel! Versetzt euch in die Lage dieser Opfer und befreit diese wenigen noch übrigbleibenden Indianer aus ihrer grausamen Sklaverei und bestraft die Verbrecher!"

Allerlei.

Das Jubiläum eines Volksliedes. Das „B. T." erinnert daran, daß hundert Jahre vergangen sind, seit Frhr. v. Eichendorff sein zum Volkslied gewordenes Gedicht „Wer hat dich du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben" der Oeffentlichkeit übergab. Rund dreißig Jahre später, im Jahre 1844, wurde es von Felix Mendelssohn-Bartholdy in Bad Soden am Taunus vertont. Damals hielt sich der kranke Komponist in Bad Soden auf, um hier an den Solquellen Heilung oder doch Linderung seines Leidens zu finden. Von Anfang Mai bis Ende Oktober weilte er in Soden. Auf einem Spaziergang gewann er auch einen Ausblick durch einen schönen Talgrund auf die bewaldeten Abhänge des Feldberges und des Taunusgebirges. Der Anblick fesselte ihn so, daß er seine Gesellschaft allein weiterwandern ließ, sich unter die Tannen setzte, ein Notenblatt aus der Tasche zog und die Weise zu dem Liede „Wer hat dich, du schöner Wald . . ." niederschrieb. Auch ein zweites Lied von Eichendorff: „O Täler weit, o Höhen", das ebenfalls von Mendelssohn vertont wurde, kann in diesem Jahre sein Jubiläum begehen.

Wie hoch steigen Registrierballons? Ein Registrierballon, der am 7. Dezember vorigen Jahres von dem Aerologischen Observatorium in Pavia abgelassen wurde, hat die höchste bisher erreichte Höhe, nämlich 37 700 Meter erreicht. Die Mindtemperatur, die bei diesem Aufstieg registriert wurde, betrug — 66,9 Grad bei einer Höhe von 19 730 Meter. Bei der größten erreichten Höhe registrierte der Ballon eine Temperatur von — 51,6 Grad und einen Luftdruck von 3 Millimeter. Der Ballon bestand aus Kautschuk, hatte einen Durchmesser von 1900 Millimeter und einen seidenen Fallschirm.

Zwei Seelen . . . Peter Rosegger, der beliebte Geschichtenerzähler aus der Steiermark, schrieb einmal an einen Freund: Wenn man abends spät an meinem nachbarlichen Wirtshaus vorbeigeht, so kann einer am Küchenfenster — auch wenn er nicht zu Fleiß horcht — die Köchin schluchzen hören. Sie liest einen Roman und weint über das Mißgeschick des Helden. Der Arme „derbarmt ihr halt gar so". Dieselbe Köchin sagt am nächsten Morgen zum vor Angst kreischenden Huhne: „Geh, Henderl, sei nit so sentimental" und hackt ihm den Kragen ab . . . Ich ärgere mich über die durchaus ungesunde Empfindungsweise dieser Person, die das erdichtete Wesen demitleidet und das wirklich, fühlende umbringt. Und bin es doch selber, der den Roman geschrieben hat und das Huhn verzehrt. . . .

Freunde, auf die man sich verlassen kann. Durch englische Zeitungen macht jetzt eine Anekdote die Runde, die auch außerhalb ihrer Heimat auf lächelndes Verständnis stoßen wird: Jenkings ist jung verheiratet und wohnt auf dem Lande. Neulich morgens küßt er seine junge Frau zum Abschied, erklärt, um 6 Uhr zum Essen wieder daheim zu sein, steigt in sein Auto und fährt in die Stadt. Um 6 Uhr ertönt kein Hupensignal und die Gattin wird unruhig. Als die Mitternachtsstunde schlägt und der Gemahl noch immer nicht gekommen ist, vermag sie ihre Nervosität nicht länger zu bezähmen. Sie steht auf, weckt ihren Vater, und schließlich schickt man fünf Telegramme an die fünf besten Klubfreunde des Verschollenen. Die Telegramme enthalten die Anfrage, ob der Vermißte vielleicht bei einem seiner Freunde die Nacht verbracht habe. Als der Morgen graut, fehlt noch jede Nachricht. Um 5 Uhr fährt ein Bauernwagen vor, darauf ruht an der Seite des Bauern der Vermißte; der Wagen schleppt die Reste seines Autos. Aber im selben Augenblick bringt der Postbote ein Telegramm, nd in kurzen Pausen vier weitere. Es sind die Antworten der Klubfreunde. Und alle fünf Telegramme lauten: „Jawohl, John übernachtet heute bei mir . . ."

Vom Zweck des Badens. Im „Zwiebelfisch" lesen wir: In einem kleinen Kurorte Tirols beklagten sich diesen Sommer die Kurgäste über die Badeordnung der Seeverwaltung. Da von 9—11 die Herren, von 11—1 die Damen Badezeit hatten, mußte eins auf das andre warten und manche Landpartie wurde vereitelt oder auch manches Bad. — nter den Kurgästen befand sich Hans Thoma, der denn auch den Mut fand, dem Bürgermeister Familienbadwünsche zum Ausdrucke zu bringen. — Entrüstet lehnte der Biedere dies Ansinnen „aus Gründen der Sittlichkeit" ab! Dann aber niegte er sich vertraulich zu dem greisen Künstler und beruhigte ihn: „Aber wissen S' was, Herr, kommen S' mit, i zoag Eahna a Loch in der Bretterwand, da wo Sie de Damen grad so guat sehen kinna als wie wenn S' drin badeten!"

Die Spurweite der Eisenbahnen. In dem ganzen Eisenbahnnetz der Erde gibt es für die sogenannte Spurweite, also für den Abstand der Schienen voneinander, noch immer ungefähr fünf Gruppen, obgleich die Hauptstaaten sich längst auf eine „Normalspur" geeinigt haben. Diese Normalspur besteht in einem Schienenabstand von 1,435 Meter und schwankt vielleicht um einige Zentimeter mehr oder weniger. Eine noch größere Spurweite ist von Brunel empfohlen und hier und da eingeführt worden. Sie beträgt mehr als 1½ Meter, und zwar meist 7 Fuß oder 2,134 Meter. Daß sie große Vorteile mit sich bringt, braucht kaum betont zu werden. Je breiter die Spur, desto sicherer und ruhiger der Lauf der Wagen und desto größer auch die Geräumigkeit. Einer Erweiterung der Spur stehen aber auch gewichtige Gründe entgegen. Einmal aber selbstverständlich die Erhöhung der Anlagekosten, dann aber auch die Notwendigkeit, die Krümmungen des Schienenweges noch mehr zu begrenzen. In Europa gibt es nur zwei Länder, deren Eisenbahnen eine größere Spurweite besitzen als die normale, nämlich Irland mit 1,60 und Spanien nebst Portugal mit 1,676 Metern. Außerhalb Europas haben diese Spurweiten eine größere Verbreitung, jene in Brasilien und Chile, diese in Britisch Indien, Siam und einem Teil von Argentinien. Für so entfernte Länder fällt der wichtigste Grund für die Annahme der Normalspur fort, nämlich die Möglichkeit, dieselben Wagen über die Landesgrenze hinaus verkehren zu lassen. In Europa wird man sich aus diesem Grund wohl eine Erweiterung der Spurweiten niemals mehr gestatten können. Die für unseren Erdteil vereinbarte Normalspur ist übrigens auch von den Vereinigten Staaten angenommen worden. Die Grenzen, die der Schienenabstand bei der Normalspur wahren muß, sind nach den Bestimmungen des Wiener Kongresses die Beträge 1,431

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg